

„Muss das sein?“ – Lesepredigt zum Sonntag Invocavit, 21.02.2021

Joh 13,21-30

²¹Als Jesus das gesagt hatte, wurde er erregt im Geist und bezeugte und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten.

²²Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ihnen wurde bange, von wem er wohl redete.

²³Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische lag an der Brust Jesu, den hatte Jesus lieb.

²⁴Dem winkte Simon Petrus, dass er fragen sollte, wer es wäre, von dem er redete.

²⁵Da lehnte der sich an die Brust Jesu und fragte ihn: Herr, wer ist's?

²⁶Jesus antwortete: Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er nahm den Bissen, tauchte ihn ein und gab ihn Judas, dem Sohn des Simon Iskariot.

²⁷Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du tust, das tue bald!

²⁸Niemand am Tisch aber wusste, wozu er ihm das sagte.

²⁹Denn einige meinten, weil Judas den Beutel hatte, spräche Jesus zu

ihm: Kaufe, was wir zum Fest nötig haben!, oder dass er den Armen etwas geben sollte.

³⁰Als er nun den Bissen genommen hatte, ging er alsbald hinaus. Und es war Nacht.

„Wenn doch nur...“

Wenn doch dieser Lockdown nicht wäre“ - wie oft ist mir dieser Satz in den letzten Wochen wie ein Stoßseufzer durch den Kopf gegangen: beim Planen der Gottesdienste, beim Einkaufen mit Mundschutz, während meiner gezwungenermaßen sehr ruhigen Urlaubswoche im Februar. „Wenn doch dieser Lockdown nicht wäre!“

„Muss das wirklich sein?“, frage ich mich – und weiß doch zugleich: Ja, das muss jetzt sein. Auch wenn es anstrengend und belastend ist. Um etwas, das sein muss, auch wenn es hart, traurig, geradezu abgründig ist, darum geht es auch in unserem Predigttext für den heutigen Sonntag. aus dem Johannesevangelium.

Der Verrat des Judas

Am Anfang der Passionszeit springen wir mit unserm Text fast schon an deren Ende; zumindest einmal mitten hinein in die Karwoche. Die Szene, von der wir hören, begegnet uns nämlich auch an Gründonnerstag: das letzte Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern. Im Gegensatz zu den anderen Evangelien, in denen das Abendmahl selbst und die Einsetzungsworte starkes Gewicht haben, bildet es hier bei Johannes nur den Hintergrund für das dramatische Geschehen, das sich abspielt – für die Ankündigung Jesu: *„Einer von euch wird mich verraten.“* Besonders ist bei Johannes das Zeichen, mit dem Jesus auf bitten seines Lieblingsjüngers den Verräter identifiziert: Er reicht Judas ein Stück Brot. Anders als die übrigen Jünger wissen wir als Leserinnen und Leser, was nun geschieht: *„Der Satan fuhr in Judas“*, so lesen wir es. Und auch die Worte, die Jesus zu ihm spricht, bleiben für die Jünger unverständlich: *„Was du tust, das tue bald“*. Wir als Leserinnen und Leser wissen aber: Diese Worte beziehen sich auf den bevorstehenden Verrat. Und so nimmt dann die Tragödie

ihren Lauf: Der enge Weggefährte verrät seinen Meister, seinen Lehrer, seinen Freund. *„Und es war Nacht“*, so endet unser Predigttext: in der Nacht, in der Dunkelheit des Verrats, in der sich schon die Dunkelheit des Leidens und Todes Jesu am Kreuz andeutet.

„Es muss die Schrift erfüllt werden“

Als ich als Kind die Geschichte vom letzten Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern im Kindergottesdienst das erste Mal hörte, habe ich nicht so ganz verstanden, warum Jesus das mit sich machen lässt. Irgendwie hat mir das nicht so recht eingeleuchtet: Wenn Jesus gewusst hat, dass Judas ihn verraten würde, warum hat er nichts dagegen getan? Warum sagt er *„Was du tust, das tue bald“* und nicht so etwas wie *„Lass es bleiben!“* oder *„Komm zurück!“*? Musste das alles wirklich so sein?

Das Johannesevangelium und das ganze neue Testament beantworten diese Frage mit einem klaren „Ja“. *„Ja, es musste so geschehen“*. *„Es muss die Schrift erfüllt werden: Der mein Brot aß, tritt mich mit Füßen.“*, so lesen wir es nur wenige Verse vor unserem Predigttext (Joh 13,18). Der Verrat des Judas, das Leiden, der Tod

am Kreuz, das musste geschehen. Denn das war der Weg, den Gott in Jesus mit uns Menschen gehen wollte. Den Weg ins Mit-Leiden am Kreuz. Den Weg in den Tod, der uns einen Weg aus dem Tod hinausweist. Das musste geschehen. Das gehörte zu den Grundüberzeugungen der ersten Christen.

Und dazu passen dann wieder diese schicksals- oder vielmehr gottergebenen Worte, die Jesus an Judas in unserem Predigttext richtet: *„Was du tust, das tue bald.“*

Grenzen des Machbaren

Diese Passivität, diese Ergebenheit, dieses sich Abfinden mit dem, was da geschieht, das befremdet vielleicht nicht nur in Kindertagen. Das befremdet uns womöglich auch heute noch als Erwachsene. Mir zumindest geht es manchmal so. Denn es entspricht so überhaupt nicht dem Menschenbild, das uns heute in unserer Gesellschaft und in den Medien vermittelt wird: Aktiv sein, produktiv sein, das Leben selbst in die Hand zu nehmen und das Maximum herauszuholen, darum geht es! „Träume nicht dein Leben, lebe deinen Traum“, „Jeder ist seines Glückes Schmied!“ – solche Sätze haben bei uns Hochkonjunktur. Nicht:

„Es muss die Schrift erfüllt werden.“
Und doch: Die Erfahrung, dass wir an manchen Dingen nichts ändern können, dass wir manchem einfach ausgeliefert sind, dass wir manches einfach nur annehmen und hinnehmen können und letztendlich akzeptieren müssen, die kennen auch wir heutigen Zeitgenossen. Sie fällt möglicherweise sogar besonders stark ins Gewicht vor dem Hintergrund, dass viele ihr Leben anders konzipieren, sich Aktivität und Selbstbestimmung bis zum Schluss wünschen.

„Wenn doch nur dieser Lockdown nicht wäre!“ Vielleicht fällt es uns auch deswegen so schwer, diese Zeit der Corona-Pandemie gerade auszuhalten, weil sie uns ganz besonders drastisch vor Augen führt, dass ich als einzelner Mensch manche Dinge eben nicht unter Kontrolle habe, dass ich mit meinem Machen und Planen immer wieder an Grenzen stoße, dass es eben mit meiner Fähigkeit zur Selbstbestimmung nicht in allen Lebenslagen zum Besten bestellt ist. Als einzelner Mensch kann ich diese Pandemie nicht eindämmen, wie sehr ich mich auch bemühe. Als Einzelner bleibe ich ihr ausgeliefert.

Einen Effekt haben nur Maßnahmen, an denen sich viele, am besten alle, beteiligen. Und womöglich liegt da auch ein Grund, warum einige sich so hartnäckig weigern, die Corona-Pandemie als echte Bedrohung anzusehen: Weil sie wissen, dass sie selbst allein dagegen nichts tun können, weil es nur zu einem kleinen Teil in der eigenen Hand liegt, wie die Dinge sich entwickeln; weil sie dazu die Hilfe anderer brauchen und auf die anderen angewiesen sind, um etwas zu bewirken.

Die Frage „Muss das so sein?“ ist dann eigentlich nur ein Schutz vor einem gekränkten Selbstbild: Die Corona-Pandemie stellt das Ideal des vitalen, produktiven und von allem und jeden unabhängigen Menschen in Frage. Ich merke: Ich bin eben nicht allein meines Glückes Schmied. Manches habe ich nicht in der Hand.

Ein Vorbild?

In der Auseinandersetzung mit unserem Predigttext, den wir ja am Anfang der Passionszeit ist mir das noch einmal wichtig geworden: Jesus flüchtet nicht vor dem Unabänderlichen, dem Leiden und dem Tod, er nimmt es an. Er „lebt gerade nicht seinen Traum“, sondern er weicht dem Leiden nicht aus, weil

er weiß: Es muss sein. „Es muss die Schrift erfüllt werden.“

Kann diese Haltung auch für uns heute zum Vorbild werden, wenn wir mit Unabänderlichem konfrontiert werden und an die Grenzen dessen stoßen, was wir beeinflussen können? Mir ist bewusst, dass dieser Gedanke auch eine problematische Seite hat: Denn zu oft wurde den Menschen in der Vergangenheit verkauft, dass Dinge unabänderlich sind, dass die Strukturen nun einmal so sind, wie sie sind, dass Unrecht einfach hinzunehmen sei. Zu oft hat das gerade auch die Kirche getan, hat bestehendes Unrecht legitimiert mit dem Hinweis, dass das eben von Gott so gewollt ist – etwa, wenn Bauern einen großen Teil ihrer Ernte ihrer Arbeit an ihren Grundherrschaft abgeben mussten.

Es gibt Strukturen, die wurden bzw. werden gerne als unveränderlich hingestellt, sind es aber nicht: dass man sich in der Ehe als Frau dem Mann in jedem Fall unterzuordnen hätte; dass Migranten, die zu uns kommen, es von vorneherein schlechter haben sollten, als „die Deutschen“; dass irgendwo Hedgefondmanager Millionen machen, während die unendlich wichtige Arbeit von Pflegerinnen

und Pfliegern mit einem Bruchteil dieses Geldes entlohnt wird.

Nein, liebe Schwestern und Brüder, das alles ist kein unabänderliches Schicksal, das für alle Zeiten feststeht. Das ist durchaus zu verändern, wenn nur der gesellschaftliche Wille dazu groß genug ist. Das Beispiel der Rolle der Frau in der Ehe, die sich ja Gott sei Dank schon verändert hat, zeigt das. Trotzdem: Es gibt die Situationen, wo wir mit unserem Tun an unsere Grenzen stoßen. Es gibt die Situationen da kommen wir mit einfachen Weisheiten wie „Träume nicht dein Leben, lebe deinen Traum“ nicht weiter. Da kommen wir nur weiter, wenn wir die Dinge erst einmal so annehmen, wie sie sind: Ein lieber Mensch ist gestorben – und er wird auch nicht einfach so in dieses irdische Leben zurückkehren, wie sehr ich mir das auch wünsche; ich habe irgendwo Schmerzen, aber auch nach allen Behandlungsversuchen und zig Arztterminen gehen sie nicht weg; das Corona-Virus erzwingt es, dass wir als Gesellschaft mit Eindämmungsmaßnahmen darauf reagieren, es wird von selbst nicht einfach verschwinden.

Das Unabänderliche annehmen

Ich bin der Überzeugung, liebe Schwestern und Brüder, in diesen Situationen kann uns das, was Jesus in unserem Predigttext tut, sehr wohl zum Vorbild werden: Jesus nimmt den Weg an, den Gott für ihn vorgesehen hat, auch wenn es ein Weg des Leidens ist, ein Weg, der ans Kreuz führt. Jesus flüchtet sich nicht in vergebliche Hoffnungen, sondern sieht der Dunkelheit, der er begegnet, ins Auge.

Und indem er das tut, gewinnt die Zeit, die er jetzt noch hat, besondere Bedeutung: Indem er das annimmt, was ihm bevorsteht, wird deutlich, was er jetzt noch tun kann: ein letztes Mal sehr bewusst mit den Freundinnen und Freunden gemeinsam essen; ein – im Johannesevangelium besonders ausführlich gestalteter – Abschied von seinen Weggefährten, in dem Jesus ihnen noch einmal Mut macht gerade auch für die Zeit ohne ihn; ein intensives Gebet im Garten Gethsemane.

Gerade dadurch, dass sich Jesus nicht der Illusion hingibt, er könne den Weg ans Kreuz vermeiden, gewinnen diese Szenen besondere Bedeutung; gerade dadurch prägen sich seine Worte den Jüngerinnen

und Jüngern ein. Und so gestaltet er diese letzte Zeit, die ihm mit seinen Freunden bleibt.

Die Situation, in der ich bin, ernst zu nehmen; sie anzunehmen, so, wie sie ist, auch wenn das erst einmal weh tut; und dann das zu gestalten, was ich gestalten kann - das ist es, was ich aus unserem Predigttext für heute besonders mitnehme. Hoffentlich für die Zeit, wenn ich selbst einmal mit meinem bevorstehenden Sterben konfrontiert werde und es für mich ans Abschiednehmen geht von den lieben Menschen, mit denen ich auf dem Weg war.

„Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“

Aber auch und gerade für diese Zeit der Pandemie.

„Wenn doch nur dieser Lockdown nicht wäre...“, wie oft ist mir dieser Satz in den letzten Wochen und Monaten durch den Kopf gegangen.

„Wenn doch nur dieser Lockdown nicht wäre.“ In Wahrheit hindert mich dieser Satz daran, die Situation in der wir gerade sind, anzunehmen. In Wahrheit hindert mich dieser Satz, so verständlich er ist, daran, bewusst in der Gegenwart zu leben, weil er sie sofort mit Blick auf einen

Idealzustand abwertet. Und er hindert mich daran diese Gegenwart gut zu gestalten, so wie es eben im Moment möglich ist.

Das Vorbild Jesu in unserm Predigttext heute kann uns daran erinnern, uns nicht in unerfüllbaren Fantasien zu verlieren, sondern uns der Situation, in der wir leben zu stellen. Es macht Mut, das zu akzeptieren, was unabänderlich ist und das zu gestalten, was tatsächlich in unserer Macht steht in der Gewissheit, dass wir damit dem Weg unseres Herrn Jesus Christus folgen. Dem amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr wird ein Gebet zugeschrieben, dass diesen Gedanken ebenfalls aufgreift. Womöglich sind Ihnen die Worte vertraut. Ich lade Sie ein, es am Ende dieser Predigt innerlich mitzubeten und daraus Kraft zu schöpfen für die Situation, die sie ganz persönlich gerade erleben:

„Gott, gib mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und die Weisheit, das eine vom
anderen zu unterscheiden“

Pfr. Tobias Schreiber

Die ganze Predigt samt Gottesdienst zum Mitfeiern gibt es auf youtube und www.kgtm.de!

Die nächste Lesepredigt finden Sie am „Rost“ vor der Kirche am 28.02.2021.